drei Rehe als große schwarze Schatten an den eingeschneiten Sträuchern ästen.

Kein Laut störte die Stille der glitzernden Mondnacht. Nur hie und da fiel im Walde mit feinem, leisem Rieseln der Schnee von den Aesten, und von fern aus dem Tal herauf tönte das Rauschen des Baches.

Die Schleppe, die sich rechts und links im blinkernden Dunst verlor, war noch frisch und unberührt. Lange saß ich in der schlafenden Buche, eng angelehnt an den vereisten, glänzenden Stamm. Bis ich ein Knurpsen im Schnee hörte, ein leises, feines Knistern und den Fuchs kommen sah, mit tiefem Fang, immer vorsichtig windend, immer stehen bleibend, doch wie mit unwiderstehlicher Gewalt fortgezogen durch die duftende Schleppe. Bis auf dreißig Schritt ließ ich ihn heran, den hochläufigen, alten Bergfuchs, dann hob ich sachte den Arm, und als ich das glänzende Silberkorn mitten in dem schwarzen Ziel hatte, drückte ich. Hoch auf sprang er im Schuß, daß die Standarte wehte. Noch ein letzter Satz, und er sank in den weichen Schnee.

Wohl noch eine halbe Stunde blieb ich sitzen und sog den beruhigenden, klaren Frieden der stillen Mondnacht in mich ein. Dann nahm ich den starken, silberbereiften Fuchs mit der buschigen, langen Rute auf. Und als ich den stillen Weg durch die verschneiten Fichten nach der Heidelbachmühle ging, war ich froh, daß ich ihn bekommen hatte, den alten Rüden aus dem Bau bei der Hohen Buche.

Die Mondscheinsonate

Skizze von Peter Hart

Es war ein kleines, bescheidenes Häuschen, das in der Nähe des Römerplatzes in Bonn stand. Schmal und eng, wie eine bunte Spielzeugschachtel, kuschelte es sich wohlig in den Schatten der Straße. Es sah anheimelnd aus wie ein verwunschener, stiller Winkel.

Freundlich blinkten die blanken Scheiben der Fenster in den Tag. Lautlos und stumm stand das Häuschen da. Oftgenug aber blieben hastig Vorübereilende stehen. Mit lauschendem Ohr verweilten sie, und ein Lächeln huschte über ihre gelösten Mienen, wenn sie das Klavierspiel vernahmen, das durch Tür und Fenster klang. Leise, fast behutsam gingen sie dann weiter, als wollten sie den im Spiel Versunkenen nicht stören.

Hier wohnte Beethoven. Er war arm, es ging ihm sehr schlecht. Er hungerte und darbte, um sich das Notwendigste — Papier und Tinte — kaufen zu können. Seine Kleidung war so dürftig, daß er nur des Nachts seine einsamen Spaziergänge unternehmen konnte. Man sollte seine Armut und Verlassenheit nicht sehen. So groß war die Bitternis seiner Seele, daß er die hellen Tage mied und die tröstliche Nacht mit ihren dunklen, versöhnenden Schleier aufsuchte. Aber trotz aller Entbehrung und Kümmernis hatte er doch Augenblicke der höchsten Glückseligkeit. Er besaß ein Klavier und Schreibfeder, Papier und Tinte und konnte seine eigenen Kompositionen hören, denn noch war er nicht taub.

Eines Abends betrat ein alter, gebeugter Mann das Zimmer Beethovens. Er fand ihn am Fenster im Mondschein sitzend, ohne wärmendes Feuer im Ofen und ohne Licht. Die Hand, die sein Haupt stützte, zitterte leise vor Kälte. Nachdenklich sah Beethoven auf den späten Besucher. Er versucht zu lächeln, aber er konnte es nicht. Dann stand er auf, bereit, den gewohnten nächtlichen Spaziergang mit dem alten Musikus zu machen. Er war sein einziger Freund.

Schweigend gingen die beiden Wanderer durch die winterlichen Gassen. Ihr Weg war ohne Ziel. Laut hallten ihre Schritte in die Nacht, die in ihrem Dunkel versöhnend und ausgleichend war. Die Straße aber, hart und kalt, warf das Echo zurück, schrill und höhnend in ihrer Verlassenheit und liebloser Leere. Da, in der Nähe des Koblenzer Tores, hielt Beethoven plötzlich an.

„Was für ein Ton?" sagte er aufhorchend. Durch die frostklare Luft vernahm man die hellen Töne eines Klaviers. Sie drangen aus einem unscheinbaren Häuschen. Aber trotz des schlechten Instrumentes war die klagende Melodie schön und ausdrucksvoll.

„Nicht schlecht gespielt!" rief Beethoven leuchtenden Auges aus. „Es ist aus einer F-Dur-Symphonie."

Er trat näher an das Haus heran. Sein Begleiter folgte ihm. Plötzlich brach die Melodie kurz ab.

„Ich kann nicht weiterspielen", ertönte eine Mädchenstimme durch den geschlossenen Fensterladen.

„Warum nicht?" fragte eine Männerstimme.

„Ich weiß es nicht", antwortete das Mädchen, „aber die Melodie ist so mitreißend schön, daß ich sie nicht weiterspielen kann. Wie gern möchte ich einmal ein Konzert hören und im Reich der Töne schwelgen."

„Wir können uns das nicht erlauben", erwiderte der Mann mit leiser Stimme.

„Nein, wir können es nicht", sagte das Mädchen, „aber wie schön wäre es, wie herrlich schön."

Soviel Rührendes lag in diesen Worten, daß sich Beethoven an seinen Begleiter wandte: „Wir wollen hineingehen", sagte er kurz.

Er öffnete die Tür und trat in ein schlecht erleuchtetes, ärmliches Zimmer. Ein Mann saß am Tisch und flickte einen zerrissenen Stiefel. Er war Schuhmacher, und neben ihm, vor einem alten Klavier, saß ein junges Mädchen. Ueberrascht ob des späten und unerwarteten Besuchs erhob sich ungelenk der Mann.

„Verzeihung", sagte Beethoven mit unsicherer Stimme, „ich hörte Musik, und da ich Musiker bin, möchte ich gern Ihren Wunsch erfüllen und Ihnen etwas vorspielen."

„Ich danke Ihnen", sagte der Schuhmacher verlegen, „aber das Klavier ist alt und schlecht, und wir haben auch keine Noten."

„Keine Noten!" rief Beethoven betroffen und wandte sich an das Mädchen. Aber noch bevor er fortfahren konnte, sah sich das junge Ding blinzelnd nach ihm um, und er erkannte, daß sie blind war.

„Ich wußte nicht, daß Sie aus dem Gedächtnis spielen", sagte er erschüttert. Dann setzte er sich an das Klavier.

Beethoven spielte in dieser Nacht wie nie zuvor. Seine Hände glitten über die Tasten, und selbst das gebrechliche Instrument erklang in voller, reiner Harmonie. Atemlos hörten die drei zu. Die Welt war für sie versunken. Mit klopfendem Herzen lauschten sie dem herrlichen Spiel.

Da flackerte das Licht, das einzige in dem Zimmer, auf und erlosch. Es war heruntergebrannt bis zur Neige. Beethoven hielt mit seinem Spiel inne. Der Schuhmacher aber trat leise an den hölzernen Fensterladen und öffnete ihn. Das bleiche Licht des Vollmonds schien nun in den Raum und erhellte ihn.

„Wer sind Sie?" fragte er darauf voller Erfurcht und trat näher.

Beethoven lächelte. „Hören Sie!" antwortete er und spielte die ersten Passagen der F-Dur-Symphonie.

[illegible] wie eine Erleuchtung über den Mann und die Frau.

„Sie sind Beethoven!" riefen sie und weinten und lachten vor Freude. „Spielen Sie noch einmal ein einziges Mal, spielen Sie!" baten sie den Meister.

Im hellen Mondlicht saß Beethoven vor dem Klavier. Nachdenklich legte er seine schmale Hand an die hohe, ernste Stirn.

„Ich werde eine Mondscheinsonate improvisieren", sagte er. Seine Finger legten sich auf die Tasten und sanft und leicht wie das milde, fließende Licht des Mondes perlten die Töne.

Dann stand er auf. „Leben Sie wohl!" sagte er hastig. Wortlos, ergriffen von dem Spiel, brachten der Mann und die Frau Beethoven und seinen Begleiter an die Tür. —

In dieser kalten Nacht, die hell und leuchtend war von dem vollen Licht des Mondes, komponierte Beethoven die „Mondscheinsonate". Er schrieb, bis der neue Tag anbrach in seinem fahlen, ungewissen Licht, das er aber nicht spürte, nicht eher, als bis die ersten Strahlen der Sonne durch das Fenster fluteten.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 2 | 8 Januar 1938 | 12 Jahrgang

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

8 Fortsetzung

„Nun sagt mir, warum Marianne nur einen Tag hierbleiben will!"

Joachim erklärte ihr den Grund ihrer Flucht aus Hansfelde.

„Du hättest Marianne schon früher zu mir bringen sollen, daß sie gar nichts von dem Fest gemerkt hätte. Wann willst du wieder zurückfahren?"

„Um sechs Uhr nachmittags, dann bin ich um neun in Hansfelde. Marianne hole ich morgen nachmittag ab."

Tante Lene schüttelte den Kopf.

„Kein Gedanke! So eilig ist das nicht. Marianne bleibt ein paar Tage bei mir."

Sie setzte sich zu ihnen, und die beiden mußten erzählen. Nachdem sie ein Viertelstündchen verplaudert hatten, erhob sich Tante Lene.

„So, Kinder, nun muß ich endlich in die Küche gehen, um das Mittagessen zu bereiten", sagte sie.

Auch Marianne stand auf.

„Du bist gewiß nicht auf Gäste eingerichtet, Tante Lene, da möchte ich den Vorschlag machen: Wir essen außerhalb."

„Den Vorschlag nehme ich unter der Bedingung an, daß ihr meine Gäste seid. Rede nicht dagegen, Joachim, anders mache ich es nicht!"

„Nun gut, also mach dich bereit, Tante Lene! Wir fahren nach Wannsee, da ist es um diese Tageszeit still, und wir verleben ein paar schöne Stunden im Freien."

Die Damen waren einverstanden damit, und Tante Lene verließ das Zimmer.

„Nun, Marianne, wie gefällt dir Tante Lene?"

„Sie ist reizend!"

„Aber du wirst doch nicht länger bei ihr bleiben?"

„Wenn sie es durchaus wünscht, warum sollte ich es nicht?"

„Weil du mir fehlen würdest."

„Und daß alte Frauen einsam sind, daran denkst du nicht?"

„Nein, Marianne, in diesem Fall denke ich nur an mich", gab er lächelnd zu. „Ich möchte mich keinen Augenblick mehr von dir trennen."

Sein Blick ruhte in glückseligem Leuchten auf ihr. Er streichelte zärtlich ihr duftiges, blondes Haar und küßte ihre Stirn.

Es war etwas Rührendes in dieser maßvollen Herzlichkeit, denn Marianne sah es ihm an, daß ein Sturm in ihm war, den er gewaltsam unterdrückte. So sehr es sie selbst danach verlangte, ihm ihre Liebe zu zeigen, empfand sie wohltuend, daß er es bei dieser scheuen Zärtlichkeit bewenden ließ. Er bewies ihr damit, daß er Rücksicht auf ihre Trauer nahm, und dafür war sie ihm dankbar.

Tante Lene erschien; sie trug ein schlichtes schwarzes Kleid mit schmalem, weißem Kragen und ebensolchen Aermelaufschlägen.

Marianne wußte, daß sie sich ihretwegen dunkel gekleidet hatte, und sie dachte: Wie taktvoll die lieben Menschen sind. —

Fast schweigend legten sie die Fahrt nach Wannsee zurück, und Joachim sah sich nach ihrer Ankunft nach einem stillen Restaurant um.

Im großen Pavillon saß fast niemand.

„Hier ißt man gut", sagte Tante Lene. „Ich wäre dafür, wir blieben hier. Das Konzert beginnt erst um vier Uhr, da sind wir längst zu Hause."

Sie nahmen an einem Tisch Platz, der am See stand.

„Ist es hier nicht wundervoll?" fragte Tante Lene, und Marianne bejahte.

Der Kellner trat an den Tisch und nahm die Bestellung entgegen. Tante Lene hatte die Speisenfolge zusammengestellt. Danach machte sie Joachim auf die hübschen Segelboote aufmerksam, die auf dem See kreuzten.

Während beide den Booten nachsahen, ging Mariannes Blick ins Unbestimmte. Ihre Gedanken weilten in Hansfelde.

Zum ersten Male in ihrem Leben war sie an diesem Tage fern von ihrem Gute, von dem sie das Frohsein ihrer Leute vertrieben hatte.

Das Frohsein, das sie sonst mit ihnen geteilt hatte.

Joachim, der sich nach ihr umwandte, erriet, woran sie dachte, und zu ihr tretend, sagte er tröstend:

„Es ist ja nur ein Tag, Marianne — morgen bist du wieder zu Hause."

Sie sah zu ihm auf, und während Tante Lene abgewandt von ihnen stand, fanden sich ihre Hände schnell zu festem Druck.

Der Kellner brachte das Essen, und während der Mahlzeit erzählte Tante Lene von ihrem Leben.

„Du kannst dir nicht vorstellen, Marianne, wie einsam meine Tage hingehen. Es kommt mir jedesmal wie ein Wunder vor, wenn sich ein guter Mensch zu mir verirrt. Leider geschieht es sehr selten." Und Marianne mit flehendem Blick ansehend, bat sie: „Mach du mir die Freude, ein paar Tage bei mir zu bleiben!"

Marianne konnte nicht gut nein sagen.

Joachim verstimmte es, aber er redete nicht dagegen.

Man verplauderte ein paar Stunden, plötzlich erinnerte man sich daran, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

„Ich muß, bevor wir heimfahren, tanken", sagte Joachim. „Entschuldigt, wenn ich euch ein Weilchen allein lasse — in etwa einer Viertelstunde bin ich wieder hier."

Nachdem er fort war, winkte Tante Lene dem Kellner, und während sie mit diesem abrechnete, erschien eine Gesellschaft Damen und Herren, die sich in der Nähe des Tisches niederließ. Weder Tante Lene noch Marianne warfen einen Blick auf die Angekommenen; sie sahen erst auf, als eine Dame an ihren Tisch trat und sie mit lautem Hallo begrüßte:

„Marianne! Nein, diese Ueberraschung! Wo kommst du her?"

Lilli Berkholz stand vor ihnen. Marianne empfand diese Begegnung außerordentlich peinlich. Lilli die Hand reichend, sagte sie:

„Aus Hansfelde natürlich!"

„Hast du dich einmal aus deiner Einsamkeit in die Großstadt geflüchtet? Das ist recht."

„Ich bin mit der Absicht, nur einen Tag in Berlin zu bleiben, von Hause fortgefahren", sagte Marianne.

Arglos verriet Tante Lene:

„Sie hat aber auf mein Bitten hin noch ein paar Tage zugegeben."

„Das ist ja herrlich! Dann wirst du uns wohl bald besuchen?"

Marianne konnte nicht anders, als ihren Besuch versprechen.

„Wann dürfen wir dich erwarten? Könntest du morgen zu uns kommen?"

„Ich will sehen."

„Du mußt bestimmt kommen, Papa hat dir etwas sehr Interessantes mitzuteilen."

„Kannst du mir nicht gleich sagen, was das ist?"

Lilli lächelte geheimnisvoll:

„Nein, das will ich lieber Papa überlassen. Wo bist du abgestiegen?"

„Ich wohne bei Fräulein von Widdern."

„Aha! Nun ja, also wir erwarten dich morgen", sagte sie in bestimmtem Ton und verabschiedete sich von den Damen.

„Wenn es dir recht ist, Tante Lene, dann gehen wir", schlug Marianne vor.

„Wir müssen doch auf Joachim warten."

„Das könnten wir ja auch auf der Straße tun."

„Ja, allerdings!"

Während sie dem Ausgang zuschritten, sagte Marianne:

„Joachim wird über die Begegnung, die wir gehabt, nicht sehr erfreut sein."

„Nun, wenn du das meinst, dann wollen wir sie ihm verschweigen."

Marianne hielt das auch für angebracht, trotzdem es sie bedrückte, daß sie etwas vor ihm verheimlichen sollte.

Als sie auf die Straße traten, fuhr Joachim gerade mit seinem Wagen vor.

Er stieg aus, half den Damen beim Einsteigen und eröffnete ihnen, daß er den Entschluß gefaßt, gleich nach Hansfelde zurückzufahren, um möglichst zeitig dort einzutreffen.

„Warum auf einmal so eilig?" fragte Tante Lene.

„Es gibt für mich heute noch allerlei zu tun", erwiderte er.

Auf der Heimfahrt saß Marianne mit Tante Lene im Rücksitz des Wagens. So hatte sie keine Gelegenheit, mit Joachim zu sprechen.

Der Abschied vollzog sich in Hast.

„Ich hole dich Mitte der Woche ab", versprach Joachim. „Genieße die Tage mit Tante Lene recht sehr!" —

Marianne sah dem davongleitenden Wagen nach, und ein Gefühl von Verlassenheit überkam sie. Trotz der Freundlichkeit, mit der Tante Lene sie umgab, konnte sie von der Unbehaglichkeit über die Begegnung mit Lilli Berkholz nicht loskommen.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wurde sie von unruhigen Träumen gequält. Der Morgen fand sie unfrisch und müde.

„Mir scheint, du bist von der gestrigen Fahrt noch nicht recht ausgeruht", sagte Tante Lene beim Frühstück. „Ich möchte dir raten, heute gar nicht auszugehen. Soll ich nicht bei Berkholz anrufen, um zu sagen, daß du dich heute zu müde fühlst, um deinen Besuch zu machen?"

„Ich drückte mich gern um ihn herum", gestand sie, „aber nun Lilli weiß, daß ich in Berlin bin, muß ich doch zu ihnen. Ob das nun heute oder morgen geschieht, ist schließlich gleich."

„Ja, da hast du recht."

Die Klingel schrillte durchs Haus. Tante Lene ging zur Tür, um zu öffnen, und kam gleich ins Zimmer zurück.

„Der Briefträger hat etwas für dich gebracht", sagte sie, Marianne einen Brief reichend.

Er kam von Berkholz und enthielt die Mitteilung, daß er Marianne bestimmt um zwei Uhr zu Tisch erwarte.

Sie reichte Tante Lene das Schreiben.

„Lies!" bat sie. „Klingt das, was der Oekonomierat schreibt, nicht gerade so wie ein Befehl?"

„Es ist vielleicht seine Art, sich in Briefen kurz zu fassen", erwiderte Tante Lene begütigend.

„Nein, im Gegenteil, im schriftlichen wie persönlichen Verkehr hat Berkholz sonst eine außerordentlich verbindliche Art. Ich begreife nicht, warum er heute so schroff an mich schreibt? Fast hätte ich Lust, dieser Aufforderung nicht Folge zu leisten."

Tante Lene zuckte die Achseln.

„Ach, geh schon! Vielleicht hat er es nicht böse gemeint. Möglicherweise verdrießt es ihn, daß du nicht gleich nach deiner Ankunft in Berlin deinen Besuch in der Grunewaldvilla gemacht hast. Er hätte es wohl erwarten dürfen, da ihr doch befreundet miteinander seid."

Marianne ahnte, was Berkholz verdroß. Dennoch machte sie sich gegen ein Uhr auf den Weg und traf kurz vor zwei im Berkholzschen Hause ein.

Lilli empfing sie.

„Verzeih, daß Papa dich nicht gleich begrüßt — er hat eine Unterredung mit einem Herrn, in der ich ihn nicht stören möchte. Es ist noch eine Viertelstunde Zeit, bis wir zu Tisch gehen. Darf ich dir indessen unser Haus zeigen, das du ja noch nicht kennst?"

Marianne folgte ihr durch die zwei Stockwerke von Zimmer zu Zimmer und bewunderte die kostbare Einrichtung, wie Lilli es von ihr erwartete. Dabei dachte sie: Wie kann man sich nur wohl fühlen in dieser kalten Pracht? Zuletzt führte Lilli sie in ein Biedermeierzimmer, das im Oberstock lag. Kostbare Teppiche bedeckten den Fußboden, und die Wände waren mit alten Familienbildern geschmückt.

„Wie gefällt es dir hier?" fragte Lilli.

„Das Zimmer ist prächtig eingerichtet. Soviel ich davon verstehe, sind diese alten Möbel kostbar."

„Ob sie kostbar sind — sie stammen aus dem Hause meiner Mutter; sie hat sie mit in die Ehe gebracht. Papa hatte sie nach Mamas Tode abgestellt gehabt; nun hat er sie zurückgeholt, um dies Zimmer damit einzurichten."

„Aber warum gerade ein Zimmer im Oberstock?" fragte Marianne.

„Weil es einen herrlichen Blick auf den Park hat. Papa hat bestimmt, daß du hier wohnen sollst", antwortete Lilli.

Um ihren Mund huschte ein spöttisches Lächeln.

„Wieso ich?"

„Das wirst du später hören. Jetzt ist es Zeit, daß wir zu Tisch gehen."

Marianne folgte ihr ins Speisezimmer, das der Oekonomierat gleich danach betrat.

„Na, da bist du ja!" sagte er, Marianne die Hand hinstreckend. „Es freut mich, daß du nach Berlin gekommen bist. Du bist damit meiner Absicht, dich in den nächsten Tagen zu holen, zuvorgekommen."

„Sehr freundlich von dir, Onkel! Aber ich habe vor, Mitte der Woche wieder nach Hansfelde zurückzufahren."

„Daraus wird nichts, mein Kind", sagte er kopfschüttelnd. „Aber nun nimm bitte Platz! Nach Tisch habe ich dir eine Mitteilung zu machen, die dich hoffentlich freuen wird."

„Warum erst nach Tisch? Mach sie mir doch gleich — ich bin gespannt."

„Wart's ab, Marianne", erwiderte er, die Hand hebend. „Was ich dir zu eröffnen habe, kann nicht so nebenher geschehen."

Sie ließen sich am Tisch nieder. Der Diener erschien mit der Suppe, die Lilli austeilte. Danach reichte er die Folgegerichte, die aus fünf Gängen bestanden und auserwählt gut waren.

Aber Marianne aß fast nichts. Die trübe Ahnung, daß ihr Unangenehmes bevorstand, hatte ihr den Appetit verdorben. Die Unterhaltung bei Tisch drehte sich um nebensächliche Dinge, da man in Gegenwart des Dieners über persönliche Angelegenheiten nicht reden konnte.

Als abgegessen war, fragte der Oekonomierat:

„Darf ich dich nun bitten, in mein Arbeitszimmer zu kommen?"

Man erhob sich, und Lilli sagte:

„Ich bin wohl überflüssig bei der Unterredung, ich gehe in den Park. Um halb vier trinken wir Kaffee, Marianne, dann sehen wir uns wieder."

Berkholz öffnete die Tür vor Marianne zu dem großen, eleganten Raum gegenüber.

„Bitte, nimm Platz!"

Er wies auf einen Sessel, der neben seinem Schreibtisch stand.

„Also, meine liebe Marianne, ich habe dir die freudige Mitteilung zu machen, daß ich zu deinem Vormund ernannt worden bin."

Marianne starrte ihn an.

„Wer hat dich dazu ernannt?" fragte sie betroffen.

„Das Vormundschaftsgericht selbstverständlich. Ich hoffe, es freut dich. Denn davon bist du wohl überzeugt, daß du dich in keines andern Menschen Schutz so sicher geborgen fühlen kannst, wie in dem meinen."

Marianne überging diese Frage mit Schweigen, sie dachte: Jetzt bin ich ihm ausgeliefert; er hat nun das Recht, über mein Schicksal zu bestimmen. —

(Fortsetzung folgt)

Fuchsjagd im Winterwalde

Von Oberförster Fritz Loetsch

Erst hatte der naßkalte Westwind eine halbe Woche lang von dem Pluderberg her in dem Heidelbachtal getost und getobt, hatte die Fichtenwipfel aneinandergepeitscht, daß die starken Stämme krachten und ächzten, und hatte die letzten Blätter der Hohen Buche, deren mächtiger, glatter Stamm die Fichten weit überragte, in die Luft gewirbelt und aufs Feld hinausgetrieben. Nun stand sie, ihres Kleides beraubt, sperrig und kahl in dem prasselnden, triefenden Regen, der von den Aesten und Zweigen heruntertropfte und den Stamm glitschig und glänzend machte.

Ueber Nacht war es kälter geworden. Der Regen wurde zum Schnee, und der Sturm legte sich. Eine Nacht, einen Tag und dann noch eine Nacht waren unablässig die weichen, großen Flocken gefallen, hatten Felder, Steine und Sträucher zugedeckt, den Fichten dicke Hauben aufgesetzt und der Buche ein weißes Kleid über ihre Aeste und Zweige gezogen.

Während der drei Sturmtage hatten die Rehe an den überwindigen Stellen, in dem Felsgeklüft des Weberberges und in den Dickungen gesteckt. Die Hasen waren im Felde, in Mulden, hinter Rändern und die Füchse im warmen Bau geblieben. Nun aber, da der weiche, linde Schnee alles bedeckte und die Luft nicht mehr so steif aus Nordwest blies, kamen sie hervor.

Ueberall stieß ich auf frische Hasenspuren. Kreuz und quer waren die Lampes am Waldrand entlang gehoppelt. Dort bei dem Schlehdornbusch hatte ein Reh lange herumgestanden und die Grasspitzen aus dem Schnee gescharrt; bei der Jungfichte hatten drei Fasanen mit gespreiztem Tritt eilig den Weg überquert, und oben an der Waldecke war ein Eichkater in großen Sprüngen von einer Fichte zur andern gehopst. Nur das, was ich sehen wollte, die gleichmäßige Perlenschnur im Schnee, die Fuchsspur, führte nicht über den Waldweg.

Doch da, unter der Hohen Buche, die in ihrem weißen Winterstaat in der Sonne blinkte und blitzte, stand eine neben vielen Hasenspuren im tiefen Schnee. Und dort drüben, an dem Feldstein mit der großen Schneehaube, noch eine, eine schwächere. Wußte ich's doch, daß sie hier herauskommen — rechts, wenn sie aufs Feld hinauswechselten. Denn gleich unterhalb der Hohen Buche im Fichtendickicht lag ja der Bau der Rotröcke.

Geheimnisvoll ging ich zu Werke, so daß Tell mich verwundert mit schiefem Kopfe ansah. Eine lange Leine zog ich aus dem Rucksack, daran ein Beutel mit stinkendem, aasigem Fleisch, Fuchswitterung, hing. Wie ich's bei dem alten Förster gelernt, nahm ich eine lange Bohnenstange, knüpfte die Leine daran und schleifte so die Witterung, eine Stangenlänge von mir entfernt, am Waldrand entlang durch den Neuschnee. Rechts von der Hohen Buche hinüber bis an den Hofmannswald, dann einen Schlußkreis, damit der Fuchs, stieß er in falscher Richtung darauf, wieder zurückgeführt würde. Links bis hinauf zum Graubnerberg. Das Sitzbrettchen hoch oben in dem Geäst der Buche säuberte ich vom Schnee und legte die mitgebrachte Decke darauf.

So, Tell, jetzt sind wir fertig! Dem Kurzhaar hatte das lange Sitzen im Schnee nicht gefallen, und freudig gab er Hals. „Ruhig!" Sofort verschwand er schweifwedelnd hinter meinem linken Knie. Die Schatten waren mittlerweile länger geworden. Klar und kalt sagte die Wintersonne Gute Nacht. Leise zogen wir den Hangweg hinunter, denn noch war meine Zeit nicht gekommen.

Hoch stand der Mond in dem funkelnden Nachthimmel über dem weißen, schlafenden Heidelbachtal, als ich im Schneehemd auf leisen Sohlen zur Hohen Buche hinaufschlich. Die Rehe an der Fütterung im weiß bestäubten Stangenholz hörten meine Schritte wohl knirschen. Aber da ich guten Wind hatte, bekamen sie meine Witterung nicht, und eräugen konnten sie mich auch nicht. Ganz nahe ließen sie mich heran, ehe sie in steifen, hohen Fluchten abgingen. Immer wieder verhofften sie verdutzt.

Vorsichtig erklomm ich die vereisten Sprossen und setzte mich bequem zurecht. Lange saß ich so, lauschte in die stille, geheimnisvolle Winternacht hinaus. Weit über die verschneiten Felder reichte der Blick. Ich sah die beiden Hasen, die mühsam in dem tiefen Schnee an dem Rain lang zu Felde rückten, sah, wie am milchigen, silbernen Dunst des jenseitigen Hanges